

Die Neue Welt



Nr. 14

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1897

Die letzte Schlacht.

Von Dorothee Goebeler.

Und so erzählen alte Sagen:
Wenn draußen auf dem Wasserfeld
Der Birnbaum blüht in neuer Pracht,
Dann steht am Ziel des Bösen Macht,
Dann wird die letzte Schlacht geschlagen.
Dann ist die Welt so schlecht geworden,
Daß jäh sich trennt, was lang vereint,
Zerrissen werden Pflicht und Recht.
Dann wird der Sohn den Vater morden,
Der Bruder ist dem Bruder feind,
Die Frau der Magd, dem Herrn der Knecht.
Dann öffnen sich des Berges Pforten,
Der alte Kaiser steigt herauf
Und hängt den Schild am Baume auf
Und hält Gericht. Und aller Orten
Hebt sich's wie Krieg und Kriegsgeschrei,
Pest schlägt den Hirten und die Heerden,
Der Tod fährt seine Ernte ein,
Und wird ein Blutvergießen sein,
Wie es noch niemals war auf Erden.
Und wird ein groß' Wehklagen schallen,
Und die gepreßt in satter Luft,
Die sich genährt vom Schweiß des Armen,
Sie schlagen an die sünd'ge Brust
Und rufen winselnd um Erbarmen.
Und sollen kein Erbarmen finden,
Und sollen sein wie dürres Laub.

Und selbst, die längst des Moders Raub,
Die Todten steigen aus den Gräbern
Und kämpfen mit, bis daß gefallen,
Die schamlos lange sich erhebt,
In Grund zu treten Treu und Recht.
Dann aber rauscht es in den Lüften
Und in des alten Baumes Zweigen
Und flammt empor am Himmelszelt.
Aus Blut und Thränen wird sie steigen
Im Morgenglanz die neue Welt.
Da giebt es weder Arm noch Reich,
Es schläft der Wolf im Kreis der Heerden,
Der Bettler ist dem König gleich,
Und ew'ger Frieden wohnt auf Erden.

Der morsche Baum im Wasserfeld,
Noch will er keine Blüthen tragen,
Und dennoch geht durch alle Welt
Ein Ahnen von gewalt'gen Tagen.
Wie es geraunt in alten Kunden,
So brach herein die schwere Noth,
Und Treu und Glauben sind entschwunden,
Hart ist die Zeit und karg das Brot.
Wohl schwelgt in prunkenden Palästen,
Der Mammonsdiener freche Schaar,
Doch abseits ihren wüsten Festen
Bleicht Noth und Gram des Armen Haar.

Und ist ein Elend sonder Ende,
Und rechtlos leucht in harter Frohn
Des Volkes arbeitsmüder Sohn
Und harret der großen Sonnenwende.
Schon kocht und gährt es in den Tiefen,
Ein Wettergrollen läuft durch's Land.
Die manch Jahrhundert stumm verschlafen,
Des Goldes willenlose Knechte,
Der Armuth Kinder sind erwacht
Und heißen heim gestohl'ne Rechte
Und rüsten sich zur letzten Schlacht.
Nicht mit dem Schwert wird sie geschlagen,
Kein Kriegsheld führt die Streiter an,
Wie in der Schlacht der alten Sagen;
Der Geist schafft ihnen freie Bahn,
Der Geist wird seine Treuen retten,
Der Geist, der sich zum Lichte ringt,
Zersprengt die altersmorschen Ketten,
In die das Gold die Menschheit zwingt.
Und ob auch Viele unterliegen,
Manch tapf'rer Kämpfer sinken mag,
Geduld! — Wir werden dennoch siegen,
Es naht der große Sühnetag.
Da wird das neue Reich geboren,
Das Reich des Friedens nach dem Streit,
Und unser ist, was lang verloren —
O kämst du, kämst du, gold'ne Zeit!

Jochen Duggen.

Kriminalgeschichte von Dietrich Theden.

I.
„Nee, ik mäch blot weeten,¹ wo de Bur
blivwt!“² Die alte Haushälterin des
Schimmelhofbauern schüttete die Bohnen,
die sie in der Schürze hereingebracht hatte, auf den
Tisch und strich etliche hasten gebliebene Ranken und
Blatttheile von der groben blauen Leinwand. Sie
hatte die Worte mehr vor sich hin als zu dem Bor-
knechte gesprochen, der sich mit im Zimmer befand
und eben bedächtig seine Pfeife stopfte. Sie sah
auch nicht nach ihm hinüber; sie stemmte die Arme
in die Seite und blickte zum Fenster hinaus.

Jochen Duggen, der Borknecht, rieb ein Schwefel-
holz über die Nase und entzündete qualmend seine

kurze Pfeife. Auf die Bemerkung der Alten ant-
wortete er nicht. Er schaute einen Augenblick etwas
aufmerksam als gewöhnlich in ihr rundliches Ge-
sicht; dann lehnte er sich aber ruhig gegen die große,
altmodische Kommode, in deren Nähe er bisher ge-
standen hatte, und sah zu Boden.

„Jochen!“

„Hu —?“

„Jochen, denn Buren plagt rein de Deutwel!“
sagte die Alte, mehr ängstlich als vorwurfsvoll.
„Nicht Dag von to Hus weg, und keen Trügkamen
und keen Brees in keen garnicks! Hier fehlt he an
allen Ecken un En'n, un wo he nicks to tauhu
hett, dar driiwit he sich rüm. He ward doch all'
Dag stochter!“

„Puh! — Jochen Duggen blies den Tabaksrauch
in dichten Wolken vor sich hin. Aber er schwieg.
Er änderte kaum die Stellung, und sein Blick hatte e
auf denselben Fleck am Boden wie vorher. Die
alte Dore schien eine Antwort auch nicht zu erwarten.

Sie setzte sich und begann mit ihrer Arbeit. Nichts
war im Zimmer zu hören als das Tack-Tack der
Winduhr, das ritzende Geräusch vom Schneiden
und Streifen der Bohnen und das laute Paffen
des Knechtes. Jetzt hob er den Blick und sah über
seine Pfeife hinweg nach dem Kanarienvogel, der
im Holzbauer am Fenster sich träge aufgeblasen
hatte und struppig und häßlich ansah.

„De Knarrvogel frigt to veel to freeten, he
versludert — un singt ni mehr,“ warf er zerstreut
hin und richtete sich aus seiner lässigen Stellung
auf. „Ik gah na de Mahwisch; 't giwt halb Negen,
dar muut dat Hei rin; 't is of all lang drög. Wenn
de Bur trügklümmt, muut dat farrig wesen. Dar-
wesen künn he all wedder. Bellicht kümmt he von-
dag¹ noch. Hü! Nam:eddag kümmt'n wi no süß Perb²
mehr brufen. Da kümmt all' rünkamen. En veer-
untwindig Joder³ giwt'vull.“

¹ wissen. ² bleibt.

¹ heute. ² sechs Pferde. ³ Jüder.

Er griff nach dem Tabaksbeutel, der auf der Kommode lag. Der umschließende Riemen war aufgegangen, er schnürte ihn zu und steckte den Beutel ein. Dann ging er.

„Kamt ni to lat' to Meddag,“ mahnte Dora. „Se möten jo of bald fertig wesen, se harken jo all den ganzen Börmiddag. Nu wenn de Bur kimmt — awer id heww stinme Gedanken vöndag, weet de Himmel, Jochen. — Weest Du noch, wat he seggu deh, as de Stine Grotkoppn ehr Hochtid wier? „Dwetien,“ sä he, id hol't ni ut, id — id gah na Amerika! Ach Gott, wenn dat wier!“

„Ach wat, Unsinn!“ unterbrach Jochen sie unwillig und schritt hinaus. „Natwoll, Unsinn!“ Die alte Frau fuhr sich mit der Hand über die Augen und unterdrückte nur mit Mühe ein Aufschluchzen. Die Augen wurden ihr naß; nur unendlich erkannte sie die Gestalt des Vorknechts, der eben unter den Fenstern vorüber schritt, um durch den Garten nach der Ruine zu gelangen.

Der Vorknecht war ein armer Verwandter, ein Better des Bauern. Er war eine große, straffe Gestalt, energisch in seinem Wesen, oft bis zur Härte; aber gerade dadurch war er eine vortreffliche Stütze des weichen Bauern, der eine sorglose Jugend verlebt hatte und eine Neigung zum Wohlleben nur schwer unterdrücken konnte. Jochen Duggen herrschte deshalb auf dem Hofe fast mehr als der Bauer selbst, der ihm auch um so freiere Hand ließ, als der Hof dabei trefflich gedieh. Seit der Verheirathung der hübschen Tochter des benachbarten Gutspächters Grotkoppn kümmerte sich der Bauer um seinen schönen Hof noch weniger und war nicht selten Tage lang abwesend, in der nur wenige Meilen entfernten Provinzialhauptstadt. Er hatte von der Tochter des Pächters einen Korb bekommen und suchte seinen Schmerz zu übertäuben. Aber eine ganze Woche, wie jetzt, war er bisher noch nicht fortgeblieben.

Dore grübelte bejagt und ließ die Hände oft müßig ruhen. War ihm etwas zugestoßen? Hatte er seine Würde vergessen und war er in schlechte Gesellschaft gerathen? Er versügte über große Geldmittel, gerade jetzt; das Geld zu erheben, war der Zweck seiner Reise. Durch Erbschaft war ihm ein Grundstück in der Stadt zugefallen; er hatte es an eine Baugesellschaft verkauft und war hingefahren, um das Geld zu holen. Achtzehntausend Mark. Würde er das Alles vergeuden? Dore erschrak. Aber nein — nein — so viel nicht — Alles nicht. Ein paar hundert Mark, ja, sündhaft viel — doch mehr nicht. Aber wenn ihm dabei ein Unfall begegnete? Wenn der unheimliche neue Eisenbahnzug aus dem Geleise brauste, den Damm hinunter, in tausend Stücke die Wagen? Oder wenn die Menschen, die schlechtesten Menschen in der Stadt, ihm ein Leid zufügten? Wenn sie das viele Geld sähen und ihn an sich lockten, ihn tödteten und in irgend einer engen Straße und irgend einem dunklen Hause versteckten? — Sie grübelte sich in alle Möglichkeiten hinein und fuhr fast erschreckt zusammen, als die Glocke der Hausthür schellte. Das Herz schlug ihr, daß sie es pochen hörte. Und vom Hausflur vernahm sie feste, etwas plumpe Schritte. Es klopfte.

„Verein!“

Sie athmete auf, als sie den Kommenden erkannte.

„Heww id mi verfehrt,“² rief sie ihm entgegen. „Awer in de Stuw is mehr Plag as in de Dör,“³ darum kam'n S' man rin, Preis. Wat hebben S' denn vöndag? En Dreew?“

Preis war der Postbote. Er nahm die Mühe ab und trat grüßend näher. Dann suchte er in der abgenutzten Ledertasche und brachte einen ziemlich großen Brief zum Vorschein.

„Bon'n Buren!“ rief Dore erleichtert aus, als sie die Handschrift erkannte — eine Schrift, wie sie gleich ungelent und gleich charakteristisch edig übrigens beiden Bettern eigen war. „Na, dat is man gaud. Dat is of Tied. 't is awer hitt' vöndag, ni? Dat Meddagäten is noch ni tregg. Awer en Beersupp

mit Stuten' smect od ni slech, wat, Preis? Un en Kircken vöcher mast of niß.“

Sie holte aus dem Wandschrank geschäftig eine bauchige Flasche mit Kirchsbranntwein und schenkte ein Glas ein. Der geplagte Postbote setzte sich und wischte langsam den Schweiß von der Stirn. Dann trank er voll Behagen den belebenden Tropfen und aß mit Appetit die Biersuppe, die ihm Dore in voller Schüssel vorgelegt hatte. Bald war das einfache Mahl verzehrt und Dore wieder allein.

Sie stand vor dem Tische, auf dem der Brief lag. „Dar mut awer watt instahn,“ murmelte sie und nahm das Schriftstück prüfend in die Hand. „Herrn Jochen Duggen,“ las sie, und auf dem Poststempel: „Hamburg.“

„Hamborg?“ fragte sie gedankenverloren. „Hamborg? wat deist he denn dar? — 't is awer doch to dull,“ fuhr sie zornig auf, „nu geht he gor all na Hamborg!“

Entrüstet schritt sie durch den Garten und rief auf die Wiese hinaus nach Jochen. Dieser stand mit einigen Arbeitern im Gespräche, und sie mußte wiederholt rufen, ehe er aufmerksam wurde, dann hielt sie den Brief in die Höhe und winkte. Und Jochen verstand sie. Er kam langsam heran.

„De Bur heit schreiben, Jochen, hier, kief her!“ rief sie ihm entgegen.

„Na, denn is 't jo gaud,“ entgegnete Jochen.

„Und wat meenst Du, wo he is?“ fragte sie erregt.

„Na, dat warr id jo sehn,“ erwiderte er.

„Sehn, sehn — rath mal!“

„Kiel —“

„Nee.“

„Na, denn giww her.“

„In Hamborg!“

„In Hamborg?“

Jochen war überrascht. Er nahm den Brief hastig an sich und schritt dem Gehöfte zu.

„Nee, sowat, in Hamborg!“ sprach er unterwegs. „Wokeen kunn dat denken, dar harr id jo binah of noch wesen künnt.“

Jochens verstorbene Eltern hatten die letzten Jahre in Blankenese gewohnt, und dort war er erst kürzlich gewesen, um den kleinen Nachlaß zu ordnen, der allerdings kaum der Mühe verlohnt und nicht viel mehr als das Reisegeld ergeben hatte. Damit war er bei seiner Rückkehr noch von dem Bauer geneckt worden. Und vor einer Woche, bei seiner Abreise, hatte der Bauer scherzend gesagt, jetzt gehe er ebenfalls eine Erbschaft holen, hoffe aber mit volleren Taschen zurückzukehren.

Auf dem Tische lag noch ein Nest ungeschchnittener Bohnen. Jochen schob sie zurück und wischte mit dem Aermel nach. Er legte die Pfeife hin und trennte den Brief mit dem Messer, das vom Bohnenschneiden schwarz angelaufen war, ungeübt auf. Zwei Bogen enthielt der Umschlag. Umständlich faltete Jochen einen derselben auseinander und las. Das Schreiben war umfangreich, die Schrift ungelent. Jochen vertiefte sich gespannt in den Inhalt und seine Hand zitterte leicht. Sein Gesicht war blaß geworden. Er schob die Pfeife weiter auf den Tisch, legte den Bogen vor sich hin, strich mit der Hand glättend darüber und begann mit dem Lesen von Neuem. Er sagte kein Wort. Aber in seinen Gesichtszügen arbeitete es. Seine Hand lag schwer auf dem Papier.

„Wat heft denn?“ fragte Dore etwas unruhig; „dat geht ja so langsam, as wenn Du ni hauftobirn' künntst. Dat 's doch fünst ni Din Art.“ „Enack' Du un — un de Deuwel!“ fuhr der Angeredete heftig auf. „Lesen kann man doch ni mit Ißenbahn! — Na, lat man gaud sin, Dweten,“⁴ setzte er freundlicher hinzu. „Awer dat is merkwürdi — is ganz merkwürdi. . . Wat heft Du seggt? — Dweten!“ — Er sprang auf, das Blut stieg ihm jäh zum Kopfe und färbte das Gesicht dunkel, seine Augen brannten, die Lippen zuckten; sichtlich mühsam rang er nach Worten.

„Jochen, wat is — segg mi — Jochen, de Bur — —“

Eine tödtliche Angst verwirrte der Frau die Gedanken, ersticke ihr die Stimme; sie klannte sich an die Stuhllehne und blickte entsetzt auf das verhängnißvolle Schriftstück.

„De Bur is weg!“ stieß Jochen tonlos hervor.

„Weg — weg? Na — na — ne, blot dat ni, blot dat ni —!“

„Na — Amerika.“

„Jochen!“

In einem verzweiflungsvollen Schrei hallte der Name durch die Stube, die zitternden Kniee der Frau trugen sie nicht mehr, sie brach zusammen und schlug in wildem Schmerz die Hände vor das Gesicht. Ihr Schluchzen erschütterte den ganzen Körper.

Starr, den Brief in der Hand, den Blick auf die Zusammengesunkene gerichtet, stand Jochen da. Seine Energie war gelähmt, seine Auge auf die vom Leid gefüllte Frau festgebaut. Er konnte es nicht abwenden; er sah das Jucken, das sie durchbebte, er sah die Thränen, die durch die Finger rannen, er sah das graue Haar, das ihm mit einem Male weiß geworden schien — er hörte ihr Schluchzen, ihr unverständliches Murmeln einzelner abgerissener Worte voll unendlichen Schmerzes. . . Die Röthe verflog, aschfahl wurde wieder sein Gesicht, der brennende Blick erlosch. Schweißperlen bedeckten die Stirn. Vergebens rang er nach Fassung, nach einem einzigen Worte. In seiner Hand knitterte der Brief — es weckte ihn, er schleuderte ihn fort und stürmte hinaus.

Lange noch lag die Frau gebrochen, endlich richtete sie sich auf. Beim Tasten nach dem Tische glitt anfangs die Hand kraftlos ab; erst mit Hilfe des Stuhles konnte sie sich langsam erheben. Die Sonne warf ihre Strahlen durch das Fenster gerade auf den Brief, der zerknittert auf dem Tische lag; wie ein Geistes erschien er ihr. Sie faßte sich an die Stirn. Gott! hatte sie nicht geträumt? Träumte sie nicht noch? Aber der Brief, war er da, war es Wirklichkeit? Ja, da lag er! Sie schleppte sich um den Tisch nach dem Papier. Blendend weiß färbte ihn das Sonnenlicht, so hell, daß es das Auge schmerzte. Sie sah keine Schriftzüge, nur das sonnenbeschienene Weiß. Und dann suchte sie im Zimmer. Jochen! fuhr es ihr durch den Sinn. Er war nicht da. Nirgends. Sie setzte sich und schloß die Augen, um besser nachzudenken. Wo war er? Warum war er nicht da? Jochen! Sie wollte es rufen, aber sie konnte nicht; es klang matt, heiser, erstickt. Sie tastete nach dem Briefe und zog ihn mit zitternden Fingern näher an sich: wirr tanzten weiße und farbige Flecke auf dem Papier; sie vermochte keinen Buchstaben zu erkennen und mußte das Auge erst ruhen lassen. Dann hob sie wieder den Brief auf und versuchte zu lesen. Drei Mal, vier Mal begann sie von vorn. Was stand da? Zum fünften Male fing sie an, und mit zahllosen Unterbrechungen kam sie zu Ende:

„Lieber Jochen!

„Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich nicht mehr in Hamburg. Ich habe das Leben in unserer alten Heimath satt, will mir eine neue gründen. Ich verlasse Hamburg und fahre mit dem „Schiller“ nach Amerika. Das Geld nehme ich mit. Es wird ausreichen für eine Plantage, die ich mir drüben kaufen will. Es ist ja Alles billig, fast umsonst. Den Hof daheim will ich auch verkaufen, sehe zu, daß Du ihn bald gut los wirst, und dann komme mit dem Gelde nach. Tausend Thaler davon sollen Dir gehören, und ebensoviel soll Dore erhalten oder noch tausend Thaler mehr, und die Kathe soll sie auch behalten. Verkaufe sie also nicht, aber den Hof. Meine Adresse schreibe ich Dir bald, aber warte nicht darauf, sondern verkaufe. Wie mir ein Freund sagte, mußt Du eine Vollmacht haben zum Verkaufe. Die habe ich von einem Advokaten aufsetzen lassen und schicke sie Dir hier mit. So wirds alles gut gehen, und mir hoffentlich auch, und wir sehen uns drüben wieder. Grüß die Dore und sie soll nicht böß sein.

Dein Better David Duggen.“

„Grüß die Dore!“ das war Alles, was er ihr zu sagen hatte, ihr, die ihn seit der Mutter frühem

¹ zu spät. ² Bin erschrocken. ³ Thär. ⁴ heiß. ⁵ fertig.

¹ Weißbrot. ² Buchstaben. ³ rede. ⁴ Dorothea.

Tode aufgezogen hatte wie ihr eigenes Kind, die ihn geliebt hatte wie ein solches, die für ihn gestorben wäre. „Grüß die Dore!“ und für Jochen keinen Gruß, kaum ein freundliches Wort. Zwar die tausend Thaler! Aber um daretwillen verlor er die Heimath, mußte auch er hinauswandern in die Ferne, in die kalte, glück- und ruhelose Fremde. Armer Jochen! Armer Hinausgestoßener! Armer David!

Und ein neuer Thränenstrom brach aus den alten Augen, und der Gram um zwei Menschen fürchte die Falten ihrer Stirn noch tiefer.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinste Lebewesen als Krankheitserzeuger.

Von Dr. med. Friedrich Große-Leipzig.

In Nummer 52 des vorigen Jahrganges behandelte Heinrich Bogel „Die Bedeutung der kleinsten Lebewesen“ im Allgemeinen. Er berührte dabei auch den Einfluß derselben auf die Gesundheit des Menschen. Im Folgenden wollen wir uns mit diesem Thema etwas näher befassen.

Es giebt nämlich der kleinen Lebewesen — Bakterien, Spaltpilze, wie ihr naturwissenschaftlicher Name ist — sehr viele Sorten oder Arten. Gerade so wie es Tausende von Arten von Säugethieren, Vögeln, Insekten und Pflanzen giebt, so auch viele, noch ungezählte Arten Spaltpilze. Sie unterscheiden sich voneinander in allen möglichen Eigenschaften und Fähigkeiten, genau so wie ein Pferd vom Fuchs oder ein Apfelbaum vom Klee. Ja noch mehr! Wie es viele Sorten Klee, viele Sorten Pferde — man sagt da Rassen — giebt, so haben auch einzelne Bakterienarten ihre Rassen. Die eine ist giftiger als die andere oder dergleichen mehr, aber sie sind doch nur verschiedene Rassen einer Spezies, weil aus der ungiftigeren eine giftigere entstehen kann, wenn die Lebensbedingungen sich ändern. Diese zu erforschen ist die Aufgabe der Bakteriologie, einer sich in letzter Zeit mehr und mehr entwickelnden Spezialität der naturwissenschaftlichen und medizinischen Forschung. Der Bakteriologe (Spaltpilzforscher) vermag die einzelnen Arten und Rassen auseinander zu halten, wie der Thierzüchter seine Thiere. Er weiß, welche Nahrung, welche Temperatur für jede Sorte die beste ist, wie schnell sie sich entwickelt, unter welchen Umständen sie am schnellsten abstirbt; er sucht weiter ihre Stoffwechselprodukte zu erforschen. Schon in dem früheren Aufsatz war von Toxinen, d. h. Giften, die Rede, die bei der Lebensfähigkeit der Bakterien entstanden. Genau nämlich, wie der Mensch, der Hund seinen Harn, seinen Koth, seine Athemluft usw. abgiebt, so die Bakterien ihre Toxine. Gerade so auch, wie der Harn oder Schweiß des Hundes, Pferdes oder Menschen nicht ganz gleich ist an Geruch, Farbe oder sonstigen Eigenschaften, so sind auch die Toxine der vielen Bakterienarten verschieden.

Man sieht, eine ganze Wissenschaft für sich, von der sich der Laie kaum einen Begriff machen kann. Sie ist ein Ergebnis der Schaffensfreudigkeit ungezählter Gelehrter der letzten 40 bis 50 Jahre, also verhältnismäßig noch jüngeren Datums, wenn man die alten Wissenschaften der Physik, der Chemie, der Astronomie zum Vergleiche heranzieht, die meist mehrere Jahrhunderte alt sind. Ja unsere Bakteriologie war überhaupt erst möglich, nachdem eine Anzahl alter Wissenschaften eine gewisse Reife erhalten. Man bedurfte zunächst des Mikroskopes, eines Apparates, mit dem man bis zu mehreren tausend Malen vergrößern kann, denn Bakterien sieht man überhaupt erst bei annähernd tausendfacher Vergrößerung. Sind sie doch so klein, daß meist mehrere Tausend, eng nebeneinander gelegt, einen Millimeter ausmachen. Weiterhin waren die neuen Farben der chemischen Industrie notwendig, da man die Bakterien genau, in ihren Einzelheiten, nur zu erkennen vermag nach vorangehender Färbung. Ferner mußte uns die Technik erst schneidende Apparate liefern, mit denen man Schnitte, wie Brotschnitten, aber von nur 1 — mehrere Tausendstel Millimeter Dike herstellen konnte,

ehe man die Lebensfähigkeit oder vielmehr die Folgen derselben, die Veränderungen durch dieselben im menschlichen Körper genauer zu studiren im Stande war. So ließe sich noch eine ganze Reihe von Schwierigkeiten aufstellen, mit denen der Bakteriologe zu arbeiten gezwungen ist. Nun erst wird der Laie begreifen, warum die Medizin verhältnismäßig langsam nur Fortschritte zu verzeichnen hat, nun erst wird er aber auch staunend den Erfolgen gegenübersehen, welche die Bakteriologie bisher zu bieten vermochte. Haben wir uns doch eine neue Welt erschlossen, von denen vergangene Jahrhunderte nicht einmal träumen konnten. Wir haben unserer Naturerkenntnis ein neues Kapitel hinzugefügt. Bisher kannten wir nur von den Lebewesen die großen Reiche der Säugethiere, Vögel, Fische, Amphibien, Insekten, Würmer auf der einen Seite, und auf der anderen das der Pflanzen. Unsere Bakteriologie hat ein neues, zu dem eben die Spaltpilze gehören, dazwischen eingeschoben.

Sämmtliche Reiche liefern Arten, die dem Menschen gefährlich werden können. Es besteht eben der Kampf ums Dasein, der Trieb, sich zu erhalten und Nahrung zu suchen, unbekümmert um das Wohl und Wehe der Anderen, zwischen Allen. Aus dem Reiche der Säugethiere nenne ich die großen Raubthiere, Tiger, Löwe etc., aus dem der Würmer die Trichine usw. Der Leser wird bei einigen Nachdenken selbst weitere Beispiele in Menge finden.

Daß auch das große Reich der Spaltpilze Arten aufweist, die dem Menschen an den Kragen gehen, war eigentlich im Voraus zu vermuthen. Und in der That sucht sich eine ganze Reihe von ihnen ihr Brot auf und im Körper desselben: sind doch die später folgenden Krankheiten nichts anderes als der Ausdruck des Kampfes eines Menschen mit den in ihn eingedrungenen Bakterien, in dem einer von beiden mit unerbittlicher Strenge unterliegen muß.

Zwar sind nicht alle Bakterien für uns und andere Lebewesen gefährlich, nicht alle sind pathogen, d. h. krankheitserzeugend. Eine große Anzahl ist für uns ganz harmlos; viele von ihnen haben wir sogar genau wie Hund, Schaf, Esel, Gans zu Hausthieren gemacht, uns allerlei Dienste zu leisten. Die Bakterien ziehen zwar keinen Pflug, auch spielen sie nicht Droschkegaul, noch werden sie als Säusepastete oder Schlachtvieh verkauft. Aber sie fabriziren uns aus Kartoffeln den Spiritus, aus Most den Wein, aus Malz das Bier, die saure Milch, den Käse, das Sauerkraut und noch eine endlose Reihe anderer Produkte mehr; doch gewiß keine geringeren Dienste.

Noch eine zweite Reihe von ihnen ist zwar für uns nicht gefährlich, für den Menschen nicht pathogen, wohl aber für andere Lebewesen; etwa so, wie ja auch die Spinnen für uns nicht, wohl aber für die Fliegen tobbringend sind. Es hat jedes Lebewesen unter ihnen einen Todfeind. So giebt es Pilze für besondere Thierkrankheiten, die dem Menschen absolut unschädlich sind: bei der Maus die Mäusepestämie, der Schweineerkrankung, die Hühnercholera, die Taubendiphtherie, die Rinderseuche, die Entencholera, der Rauschbrand usw., die mit den gleichlautenden Uebeln beim Menschen nichts gemein haben.

Dann giebt es weiter eine Anzahl Spaltpilze, die Menschen und Thieren gleich verderbenbringend sind, und endlich solche, die nur den Menschen, ausschließlich oder doch zur Hauptsache, heimsuchen.

Diese sind zum Theil allg. verbreitet, d. h. sie finden sich mehr oder minder zahlreich vertreten in Erde, Luft und Wasser, sowie auf allen möglichen Gegenständen. Dahin gehört z. B. der oder vielmehr die Pilze, da es mehrere Sorten sind, welche die Giterung in jeder Form verursachen. Bei fast allen Giterungen, mag diese nun in einer Wunde, auf einer Mandel im Rachen, in einer kranken Lunge, in einer Niere bei der Entzündung derselben, der Blase, der Scheide, der Harnröhre oder, weiß der Bakteriologe, sonst wo sitzen, treffen wir unsere streptokokcus und staphylokokcus getauften Gitererreger. Diese lassen sich also massenhaft aus dem Wasser z. B. oder von beliebigen Gegenständen heruntersuchen. So können sie heimtückisch an einem Splinter sitzen, oder einer Na-espitze, oder an einem

Faden unseres Strumpfes, und mit diesen Gegenständen gelangen sie in den mit ihnen hautirenden Finger oder eine geringfügige Fußwunde, dort eine Blutvergiftung oder ein Geschwür verursachend. Würden wir z. B. solch eine Nadel vorher in einer Flamme glühen und damit die etwa anhaftenden Pilze tödten, wir könnten sie uns nach der Abkühlung hundertmal tief ins Fleisch stechen, die Wunde schloße sich jedesmal ohne jede böse Folge.

Was es aber heißt, ein solcher Pilz ist allgemein verbreitet, mag man daraus erschen, daß in jedem Kubikzentimeter Wasser von der Straße, in jedem Kubikzentimeter Erde oder Staub, unter jedem Fingernagel Hunderttausende von ihnen lauern, um im gegebenen Augenblicke ihre verheerende Thätigkeit zu entfalten. Dazu vermehren sie sich in einer Weise, daß die sogenannte Karnickelwirtschaft das reine Kinderpiel ist. In etwa 20 Minuten sind unter günstigen Bedingungen durch Vermehrung aus einem Pilz 2 geworden, in 40 Minuten 4, in 60 Minuten 16, in 80 Minuten 32 usw., in 3 Stunden 8192; so kommen in 1 bis 2 Tagen Millionen und Milliarden heraus, die vereint das gefährlichste und einer Blutvergiftung bewirken. Daß sie außerordentlich verstandsfähig sind, erhöht ihre Bedeutung noch mehr. Hören nämlich ihre Existenzbedingungen auf, nun, sie verhungern nicht, sondern fasten einfach, bis sie, sofern sie nicht durch für sie giftige Stoffe oder durch zu große Hitze, Kälte, Trockenheit abgetödtet werden, wieder in eine bessere Lage kommen: Fähigkeiten, die selbst der idealste Proletarier noch nicht erworben hat.

Andere Sorten der Bakterien finden sich nur zeitweise in größerer Anzahl an einem bestimmten Orte vor, von wo aus sie dann gewissermaßen zum Sturm mit Vollwampf voraus auf die sündige Menschheit losgehen. Sie müssen dahin verschleppt werden, oder können nur unter günstigen Verhältnissen aus ihrem Schlupfwinkel, aus ihrer Ruhestatt aufsteigen, sei es, daß die Feuchtigkeit eine für sie gerade günstige ist, oder die Trockenheit, oder die Wärme, oder sonst ein vielfach noch unbekannter Umstand. Hier wären zu nennen die Pilze der Cholera, Diphtherie, des kalten Fiebers, Typhus, der Infuenza und so fort. Alle diese Krankheiten haben, das ist eine unumstößbare Errungenschaft der Bakteriologie, einen ganz bestimmten Pilz. Der Diphtheriepilz kann nie und nimmer Cholera oder Typhus machen, ebenso wenig wie auf einem Lössen Schafwolle entstehen, oder an einer Distel Birnen wachsen können.

Es gehört also eine bestimmte Sorte Pilze zu jeder Krankheit, aber zum Glück vermag noch nicht ein solcher Pilz in jedem Falle, wo er mit dem Menschen in Berührung kommt, die zu ihm gehörende Krankheit zu erzeugen. Zum Glück, wohl gemerkt, denn sonst wären der Krankheiten und Leiden noch unfähig viel mehr. Es ist zum Zustandekommen einer Krankheit viel mehr noch notwendig, daß der Pilz auch auf dem Menschen gedeihen, d. h. sich fortpflanzen kann. Das läßt sich aber der Körper nicht immer gefallen. Es entspinnt sich vielmehr der Kampf um das Dasein. Nur wird er nicht mit muskelkräftigen Armen, wie dem Raubthier gegenüber, oder mit schnelllaufenden Beinen, oder mit scharfem Zahn und Nagel ausgefochten; denn wie sollte er so dem unsichtbaren Feind beikommen können, der nicht zu sehen, nicht zu fühlen, nicht zu riechen, noch zu hören ist, der sich mit einer idealen Tarnkappe verhüllt, aller Anstandsregeln spottend heranschleicht? Nein, hier müssen die Waffen andere sein. Es sind die Körperflüssigkeiten in erster Linie. Unser Körper wird nämlich gleichmäßig von einem Saft durchtränkt, aus dem wir zu 30 bis 50 Prozent unseres Gewichtes bestehen; in ihm sind bestimmte Stoffe, auch die Nährstoffe, aufgelöst enthalten. Innerhalb der Blutgefäße nennen wir diese Flüssigkeit Blutwasser oder Serum, innerhalb und außerhalb der Lymphbahnen Lymphe, oder einfach Gewebeflüssigkeit. Sie vermag eine große Reihe von Bakterien zu tödten, so daß diese sich nicht vermehren und zur Krankheit führen können, denn eine kleine Anzahl von ihnen vermag uns nichts anzuhängen. In weiter Linie kommen kleinste Körperchen aus dem Blut in Betracht: die sogenannten weißen Blutkörperchen.

Das Blut enthält bekanntlich in seinem Blutwasser oder Serum noch rothe und weiße Blutkörperchen. Die rothen kann man sich grob vorstellen, wenn man angetrocknetes Blut zerreibt, es entsteht dann ein feines schwarzes Pulver: die vertrockneten, zerfallenen rothen Blutkörperchen. Die weißen nun können sich selbstständig fortbewegen und kriechen sogar aus den Adern durch feinste Oeffnungen heraus. Sie bilden die Polizei im Körper. Hat sich nämlich irgendwo so ein Pilz festgesetzt, flugs kriechen sie dorthin und verschlingen die Bakterien, dabei sammeln sie sich in großen Mengen und bilden weiße bis gelbliche Haufen, den Eiter, der den Körper verläßt mitsammt den eingeschlossenen Bakterien.

Aber nicht immer gelingt dieser Prozeß, nicht immer auch die Vernichtung durch das Blutwasser oder Serum; dann entwickelt sich eben die Krankheit voll, der Kampf zwischen Bakterien und Körper tobt gewaltig, die Schlacht wird hitzig: der Kranke fiebert. Alle Hilfskräfte werden aufgebieten, den Eindringling abzuwehren und aus dem Lande zu jagen.

Hier müssen wir, um das große Ereigniß verstehen zu können, noch einmal zurückgreifen. Ist nämlich der Pilz schon so mächtig geworden, daß er die Krankheit voll entwickelte, so kommen noch die Toxine in Betracht. Die Bakterien schaden nämlich auf zweierlei Weise.

Zunächst zerküßten sie den Körper: Knochenfraß, Geschwür, bei der Lungenschwindsucht zerküßten sie die Lunge, durch Zerfressen der Herzklappen entstehen die Herzfehler. Weiterhin aber schaden sie durch ihre Toxine. Indem sie nämlich wachsen und gedeihen, bilden sie ja ihre Stoffwechselprodukte, eben die Toxine — und dies sind Gifte, schwere, sehr starke Gifte für den Körper, in den sie ja hinein gelangen, ihn bis in die fernste Ecke durchdringend. Sie lähmen den Herzmuskel, die Nerven, Nieren usw., somit ihre satanische Arbeit noch erhöhend.

Diesem jetzt doppelten Feind, den fressenden Bakterien und ihren Toxinen gegenüber, werden alle Organe des kranken Körpers zur Landesverteidigung aufgerufen, kein Glied ruht. Das Fieber giebt Kunde von der außergewöhnlichen Thätigkeit des heimgesuchten Körpers. Haut, Lunge und Niere arbeiten mit Ueberhätigkeit, die Toxine wegzuschaffen: die Haut giebt sie in überreichem Schweiß ab, die Lunge in stinkendem Athem, die Blase in giftigem Urin. Der Darm arbeitet mit doppelter Schnelligkeit, die schlechten Stoffe als Durchfall hinauszubringen. Die Schleimhäute sondern die vielfache Menge Schleim ab, an manchen Stellen sammelt sich Eiter, der den Körper verläßt.

Entweder siegt so der Körper, oder er stirbt.

So giebt es harmlose Krankheiten, die stets mit dem Siege des Menschen enden. So auch solche, die stets mit der Uebermacht der Pilze zum Tode führen. Zwischen beiden stehen die, wo der Kampf allmählig ruhiger wird, die Krankheit wird chronisch. Der Körper wird schwächer und schwächer, oder aber er bleibt mehr oder weniger invalide und leistungsunfähig.

Ueber den Ausgang des Kampfes entscheiden mancherlei Punkte:

Zunächst der Pilz. Ich sagte ja schon, es giebt mehr und weniger giftige Sorten, und mehr oder weniger giftige Rassen einer Sorte. Zu ersteren möchte ich den Pilz des Trippers, des weichen

Schankers, des Schnupfens, der Spigpoden usw. rechnen. Hier gewinnt immer der Körper die Oberhand: die genannten Leiden heilen. In der zweiten Gruppe gehört das Gift der Masern, des Scharlachs, der Diphtherie und vieler anderer Uebel. Es ist ja allgemein bekannt, daß es schwere und leichte Epidemien der genannten Krankheiten giebt. Bei manchen sterben viele, bei anderen Epidemien wenige; hier waren die Rassen verschieden (giftig). Dann giebt es im Gegensatz hierzu Bakterien, die stets ungemein giftig sind und fast Jeden tödten: Wundstarrkrampf, Pest, Milzbrand, ihnen gegenüber ist der Körper ohnmächtig, wie die Neger dem Kleinkalibrigen gegenüber.

Nächst dem Pilz hängt der Ausgang des Kampfes ab vom befallenen Menschen. Gut genährte, wohl gebaute, gesunde Individuen überstehen mehr als Schwache, Kranke, deren Abwehrkräfte (siehe oben) nicht funktionieren. Hierher gehören Malaria, Magenkrankheit, Engbrüstige, oder Solche, die ihre Lebenskraft durch Entbehrungen, Sorgen und Verletzungen einbüßten, oder durch ungewöhnliche, ungesunde, überlange Arbeit usw. Ein Beispiel macht hier Alles klar: Der Tuberkulose-(Lungenschwindsucht-)pilz kommt fast überall vor, wenigstens bei uns in den Kulturländern; er wird mithin auch fast Jeden einmal treffen. Thatsächlich hat man ihn auch bei

den sogenannten besseren Kreisen gehörten, und sonst thäte es mir leid, mit Herrn Winder so ruhig auseinander gegangen zu sein.

Mein Chef machte ein Gesicht, als ob er auf eine Ratter getreten hätte, aber er hielt an sich und sagte nur ruhig: „Sie sind eben derselbe Starschädel wie ihr Vater, junger Mensch!“

Damit hatte er nur Del ins Feuer gegossen.

„Da ich sowieso die Absicht habe,“ fuhr ich fort, „zu Oktober zum Militär zu gehen, so kündige ich Ihnen hiernüt.“

„Wie Sie wünschen, Herr Geiger; Sie hätten es in meinem Geschäft zu etwas bringen können, und Sie selber verschmerzen Ihr Glück. Machen Sie mir später keine Vorwürfe.“

„Das brauchen Sie nicht zu befürchten. Jedenfalls bitte ich Sie, mich sofort in eine andere Abtheilung des Geschäftes zu versetzen, da ich sonst —“

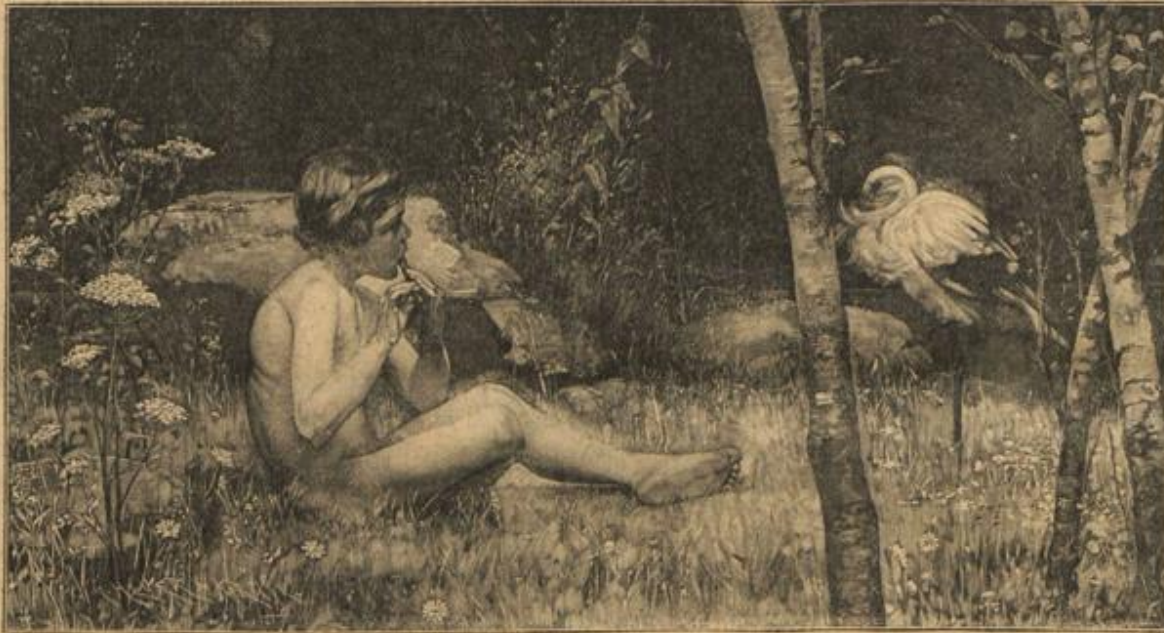
„Da Sie sonst —?“

„Da ich sonst für nichts einstehe!“

Der Chef lachte.

„Soll geschehen, soll geschehen. Sie arbeiten von jetzt an im Kontor.“

Damit entließ er mich mit einer huldvollen Handbewegung, und noch draußen hörte ich, wie er halblaut vor sich hinsprach: „Solch ein Dickhädel! Solch ein Dickhädel!“



Scherzo. Nach dem Gemälde von H. D. Veer.

Gesunden, nach Aufenthalt in Krankenzuständen, in dem Nasenschleim gefunden. Aber es erkrankten nur Solche, wo er haften kann; Schwache, Schlechtgenährte, Uebelgeplagte, von allerlei Trübsal heimgegriffene Individuen. Gesunde, gut gepflegte Körper lassen sich nicht unterliegen, für diese ist er harmlos: daher der Name Proletariatskrankheit. Genau so geht's mit der Cholera, der Diphtherie usw.

(Schluß folgt.)

Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittag rief mich mein Chef, der es liebte, sich in vornehmen Ausdrücken zu bewegen, ins Privatkontor, hielt mir eine salbungsvolle Männerrede, daß er in Rücksicht auf meine Auerwandten und auf meine Mutter, welche aus sehr guter Familie sei, mich einst genommen hätte, und daß es unrecht von mir wäre, seine Nachsicht, die er jahrelang mit mir gehabt, berart zu belohnen, daß ich seinem Prokuristen Grobheiten ins Gesicht wirfe. Ich müßte doch bedenken, daß er ein Mann sei, welcher mir an Alter und Lebenserfahrung bedeutend überlegen.

Ich erwiderte, ich könnte wirklich nichts für meine Verwandten. Es thäte mir sehr leid, daß sie zu

Die Herren im Kontor waren hoch erfreut, als ich kam; denn ich kam ihnen gerade gelegen.

„Ach, hören Sie mal, da ist bei...“ er nannte die Maschinenfabrik meines angeheirateten Vaters, das Inkasso eines großen Wechsels zu besorgen. Einem Hausdiener wagen wir so viel Geld nicht anzuvertrauen. Würden Sie vielleicht so freundlich sein und einmal dorthin gehen?“

Ich spielte zwar nicht gern den Hausdiener, aber diesmal kam es mir zu paß, da ich mich nach der vorhergegangenen Aufregung freute,

ein wenig in die Luft zu kommen.

Als ich aus dem Haus trat, war mir meine Bereitwilligkeit schon wieder leid geworden; denn Gluth lag über den Straßen; Gewitterwolke brütete über dem Pflaster, das die Hitze verdoppelt zurückwarf. Die Hunde trabten mit gesenktem Kopf und triefenden Lezzen; die Droschkengänge schienen den nutzlosen Widerstand gegen die Sonnenhitze aufgegeben zu haben; wehmüthsvoll senkten sie ihre ehrwürdigen Häupter, wehmüthsvoll ledten sie ihre dicken Lippen, damit sie doch wenigstens etwas Feuchtes an sie brachten. Nicht einmal ein Spaz ließ sich sehen. Auf den Sonnenseiten waren die Straßen wie ausgestorben, nur hier und da drückte sich ein ächzender, pustender Briefträger oder Hausdiener an der Häuserreihe entlang. Das geschäftliche Treiben, welches sonst in diesem Stadttheil um die Nachmittagsstunden pulsierte, war wie gelähmt. Im Westen erhob sich auch schon eine hohe, schwarze Wand mit drohenden Gewitterköpfen. Anscheinend regungslos stand sie da, und doch, wenn man schärfer hinsah, konnte man bemerken, wie sie langsam vorwärts kroch.

Mich ergreift jene unheimliche, nervöse Gereiztheit, die an das Zittern einer Uhrfeder gemahnt. Der Schweiß steht mir in dicken Tropfen auf der Stirn, und nur mit Mühe schleppe ich mich noch vorwärts, schleppe ich mich an den fast endlosen Ziegelmauern entlang, hinter denen Kohlenberge und die plumpen Halbkugeln der Gasometer hervorragen. Vor mir stehen im planlosen Wirrwarr langgestreckte,



Allein auf der Welt. Von Enrico Crespi.

STAB. BOLAFFIO

rothe und graue Steinkästen und, wie ein Mastenwald im Hafen, mit hundert wulstigen Rauchfahnen, hunderte Schornsteine und Schöte.

Endlich! — Aber was ist denn hier los?

Auf dem großen Hof vor der Fabrik, an der Freitreppe, die zu den Bureau und der Privatwohnung emporführt: überall bewegte Gruppen von Arbeitern und Arbeiterinnen. Immer neue Ströme hinzu. Und doch, man hört kaum ein lautes Wort; nur ein dumpfes Murmeln und Summen, wie von einem Bienenschwarm. Da stehen sie, die Cyklopen, in den blauen Kitteln und den brüchigen Lederschürzen, mit den beruhten Gesichtern, aus denen das Weiß der Augen hervorleuchtet, mit den schwarzen, narbigen Armen und den schweren, schwielen Händen; da stehen sie, die Mädchen, in ihren schlottrigen Arbeitsblusen, mit den blassen Wangen, den vortretenden Backenknochen und den tief liegenden Augen, die von so viel Hunger, Kummer und Elend reden! Und über! Allen dieselbe angstvolle Bestürzung, dieselbe dumpfschwüle Verzweiflung.

Auf der obersten Stufe der Treppe in tintenbellerter, grauer Kamelotjacket, mit der Feder hinterm Ohr, ein weißköpfiger Buchhalter; er sucht mehrere alte ausgelebte Arbeiter zu beschwichtigen, die mit geballten Fäusten und nicht mißzuverstehenden Gebärden auf ihn eindringen.

Ich trete hinzu. —

„Aber Leute, hört doch! So bernigt Euch doch, Leute! Es ist doch Euer eigener Schade, wenn Ihr's nicht thut! Wir können Euch ja heute doch nicht helfen! Ihr bekommt ja sicher Alles auf Heller und Pfennig ausbezahlt; Eure Forderungen sind ja bevorzugt! Und seht doch mal, Leute, wenn die Gläubiger das Unternehmen weiterführen — und das ist doch die einzige Aussicht, zu ihrem Gelde zu kommen — dann könnt Ihr schon morgen oder übermorgen die Arbeit wieder aufnehmen. Ich muß doch auch ruhig zusehen, wenn uns Allen zusammen der Stuhl vor die Thür gesetzt wird, und ich bin schon vierundzwanzig Jahre hier; schon unter drei Herren. Ich bin heute ein alter Mann, den Niemand mehr nimmt, und der nicht weiß, wo er hin soll.“

Ja, um Himmelswillen! Wie wäre das aber nur möglich? Sie hätten dort Aufträge in Hülle und Fülle und könnten es garnicht einmal Alles schaffen! Wo der Chef wäre? Er hätte die Pflicht, ihnen Arbeit zu geben, sie haben lange genug um einen Schandlohn für ihn geschuftet, daß er nicht das Recht hätte, das Geld, das sie ihm erworben, durchzubringen; er hätte nicht das Recht, sie auf die Straße zu werfen, sie Alle brotlos zu machen! Was ihre Frau und Kinder dazu sagen würden? Sie wagten ja garnicht, ihnen gegenüber zu treten! Wo er wäre? Wo er wäre? Sie müßten ihn sehen! Er selbst müsse ihnen Rechenschaft geben.

Und sie drangen die Treppe hinauf.

„Aber Leute, so hört doch!“ schrie der Buchhalter. „Er ist ja seit gestern Mittag verreist!“

Wo seine Frau wäre?

„Aber laßt doch die arme Frau in Frieden! Die hat schon so mit ihrem Mann genug Kummer!“

Das half. Die Arbeiter stiegen die Stufen hinab, und sogleich wurde jeder von einem Kreis hastiger Frager umringt, von Verwünschungen und Flüchen hallte der breite Fabrikhof wider. Das war doch undankbar! Das einzige Recht, das sie gehabt hatten, das Recht auf Arbeit, wollte man ihnen auch noch nehmen!

Da kam ein Herr auf den Buchhalter zugestürzt. Im ersten Augenblick erkannte ich ihn nicht. Das war der Aristokrat? Nein, es war ja unmöglich! Und doch, er war es. Seine Züge waren matt, verzerrt, seine Augen gläsern. Der Schweiß rann ihm von der Stirn, wie wenn man ihn Wasser darüber gegossen hätte. Sein Vorhemd war zerfrittelt und verbeult, als habe er sich mit den Fäusten vor die Brust geschlagen. Die ganze Gestalt zitterte und bebte vor Erregung.

Er packte den Buchhalter beim Arm und zog ihn mit sich ins Kontor, dessen Thür sich hinter Beiden schloß.

Auf dem Hof wuchs das Murren der Arbeiter von Sekunde zu Sekunde.

Ich eilte, um die Reuigkeit meinem Chef mitzutheilen. — Verlieren konnte er nichts; denn der Wechsel war von anderer Seite geirrt. — Als ich das Portal erreichte, säumte mit Riesenschritten ein flatternder Havelock und ein Sammethut an mir vorüber: es war Eugen; ich sah ihn mit Arbeitern sprechen, sich den Hut vom Kopfe reißen und mit aufgespritzten Fingern durch die schwarzen Locken — die Locken waren eine Errungenschaft der letzten zwei Monate — fahren; sah, wie er die Linke aufs Herz legte und seufzte. Voll Widerwillen wandte ich mich ab und ging.

Als ich des Abends nach Hause kam, war Mutter zu ihrem Bruder gelaufen, um ihn zu trösten. Ich hielt diese Fürsorge für überflüssig und hätte eine Fürsorge um mein Abendessen lieber gesehen. Nun, Gott sei Dank, Louise war ja da, die mir etwas aufgehoben hatte.

Als ich gerade beim Essen war, kam Walter; der befand sich heute in ausgezeichnetem Stimmung. Ich hatte keine Lust, ihn zu fragen, woher dies käme, aber plötzlich nahm er einen Stuhl, setzte sich rittlings darauf, kreuzte die Arme über der Lehne, steckte die Zigarre in den äußersten Mundwinkel und blinzelte mich selbstgefällig an. Ich begriff, daß dieses das Vorspiel zu einem längeren Geständniß wäre, aber mir bangte ordentlich davor, es zu hören.

„Na, weißt Du, Mensch,“ begann er, nachdem er ein halbes hundert Ringel geblasen, die kleine Wetterhexe ist überhaupt ein famoseres Weib!“

„Welche Wetterhexe?“

„Ach, stell' Dich doch nicht so dumm, die Lies! Sie ist doch mit Dir in demselben Geschäft; warum hast Du denn davon nichts gesagt?“

„Sie war es; man hat ihr aber heute gekündigt.“

„Soooo? Na, schadet auch nichts!“ tröstete er sich. „Also, laß Dir erzählen!“ Er klopfte mir vertraulich auf die Schulter.

„Ich bin pünktlich da; wer nicht zu sehen, ist meine Kleine. Ich gehe auf und ab, stelle mich gradeüber ans Schaufenster; na, mir wird das schon langweilig, und ich will wieder gehen. Denke nur, so ein kleines Luder läßt mich alten Herrn hier sitzen! Aber mit einem mal huscht was um die Ecke 'rum, läuft an die Uhr und dreht sich wie'n Brummkreisel sechsmal 'rum und guckt nach allen Seiten. Na, denke ich mir, so! Du hast mich warten lassen, jetzt laß' ich Dich warten. Na, wie sie aber so ganz traurig dasteht, mein ich: gehst doch 'rüber! Wie sie mich sieht, die kleine Kröte, auf mich zu. Also ich sage: 'n Abend, Kind! 'n Bischen hast Du mich ja warten lassen!“

„Ach, entschuld'gen Sie, entschuld'gen Sie, entschuld'gen Sie! Ich konnte wirklich nicht eher! Ich bin so lange im Geschäft gewesen.“

„Also, Kind, wo woll'n wir hingehen?“

„Ach, ins Theater! Ins Theater!“

„Na schön.“ Da bin ich denn mit ihr in die Kameliendame gegangen, sie haben gerade nichts Gescheiters gegeben. Gehult hat die Kleine wie ein Kettenhund! Nachher sind wir dann zu Steinert und Hansen gegangen, Abendbrot essen, und dann haben wir noch so eine kleine Bier- und Weinreise gemacht und dann — —“ er machte eine sehr bezeichnende Handbewegung.

Es war gut, daß es währenddessen fast dunkel im Zimmer geworden war, so daß Walter nicht mehr meine Gesichtszüge erkennen konnte.

„Für morgen habe ich mich wieder mit ihr verabredet.“

„Nun, die Sache muß Dich doch ein Mordsgeld gekostet haben?“

„Ich weiß nicht. So fünf- und zwanzig bis dreißig Mark werden schon drauf gegangen sein. Na, was schadet's! Weißt Du, ich bin ganz futsch von der Kleinen! Ich bin selten nach einem Mädchen so verückt gewesen, wie gerade nach der. Aber sie ist auch zu patent!“

Er schnalzte mit der Zunge.

„Walter, wenn ich Dich eins bitten darf, geh morgen nicht hin!“

„Ach, Du bist wohl eifersüchtig?“ Er lachte.

„Nein, weil Dich das Mädchen ruiniert.“

„Quatsch! Laß Dich doch nicht anlachen, Jörge! Ich weiß selbst genau, wie weit ich zu gehen habe. Und wenn es wirklich so wäre — was schadet's? Ich bin doch ein verlornener Mensch — ach, bloß heut nicht dran denken! Mos hent nicht!“

„Also, ich bitte Dich, gehe nicht hin!“

„Ach, sei doch kein leutscher Joseph! Komm lieber mit mir, ehe Du hier Moral predigst. Es steht Dir auch schlecht zu Gesicht, mein Sohn!“

Und wir gingen.

Am nächsten Tage erfuhr ich von Mutter, daß der Schwiegersohn des Aristokraten sich mit einer größeren Geldsumme, noch größeren Schulden und einer interimistischen Lebensgefährtin entfernt hätte; Aufenthaltsort, sowie Datum der Rückkehr, wären beide gleich unbekannt; ebenso zweifelhaft wäre es, ob die Fabrik weiter arbeiten würde. Jedenfalls sei der Aristokrat an dem Unternehmen stark beteiligt gewesen und habe fast sein ganzes Vermögen eingebüßt. Der alte Mann wäre wie gebrochen, er hätte geseufzt und gestöhnt, geweint und geschrien. Doch seine Gemahlin — mit der er sich nebenbei schlecht verträge — hätte für all seine Klagen kein freundliches Wort übrig gehabt, sondern hätte wie ein Stockfisch dabei gesehen.

„Und denke Dir. Endlich hat sie mich in eine Ecke genommen und mit der wichtigsten Miene gefragt: Sage mir nur das eine, meine Liebe, was kocht man morgen?“

Der Zustand des alten Mannes wurde von Tag zu Tag bedenklicher. Entweder er war fieberhaft lustig, oder er sprach kein Wort und starrte vor sich hin. Während er sonst peinlich auf seine Kleidung Acht gegeben hatte, war er jetzt nicht mehr zu bewegen, sich ordentlich anzuziehen oder das Zimmer zu verlassen, sondern er blieb den ganzen Tag über in Schlafrock und Morgenschuhen.

Ich besuchte ihn einmal, er saß in einer halbdunklen Sophaecke und hatte sich eine Keisecke um die Hüfte geschlagen, da ihn fro. Die Strähnen seines ungepflegten Schnurrbarts hingen ihm über den Mund; aus allen Falten und Fältchen seines Gesichts quollen weiße, starre Bartstopfen.

War der Mann gealtert! Und wie leise er sprach, wie mühsam und schwerfällig!

Bitter beklagte er sich über seine Frau, die so wenig Liebe für ihn und so wenig Mitgefühl mit seinem Unglück zeige. — Er hätte ihr doch Alles zum Opfer gebracht, hätte Alles für sie gethan, was nur Jemand thun könne. — Dann kramte er in den Schubfächern seiner Erinnerung, erzählte mir von alten, alten Verwandten, die schon lange Jahrzehnte auf längst geschlossenen Friedhöfen der Stadt lagen.

Es war ein eigenartiges Geschlecht, das er mir herauf beschwor, mit tausend großen und kleinen Leiden und Freuden, mit tausend Vorzügen, mit tausend Fehlern; nicht besser, nicht schlimmer als wir, — Alle Spielkinder.

Seine Frau trat herein und brachte ihm Frühstück; sie stellte es ohne ein Wort zu sagen vor ihn, wie man einem Hund einen Brocken hinschmeißt, und ging wieder hinaus.

Der alte Mann begrub sein Gesicht in den Händen und weinte, aber plötzlich, grade als ob es ihm Erleichterung schaffe, begann er von meinem Vater zu reden, erst zaghaft, dann bestimmter. Er sprach über das Zerwürfniß zwischen ihnen, über ihr beiderseitiges Unrecht, und aus jedem Wort sah man, wie verächtlicher er jetzt den Dingen gegenüber stand, wie nicht eine Spur von Groll in seinem Herzen zurückgeblieben war.

Als ich von ihm ging, da standen sie Alle noch einmal greifbar vor mir, mit ihren tausend Vorzügen, mit ihren tausend Fehlern, all diese alten Spielkinder, die auf den längst geschlossenen Friedhöfen liegen.

Und auch ihn sah ich, ihn, den Aristokraten, das große Spielkind, mit all seinen Licht- und Schattenseiten, mit seinem Stolz und seinen Verirrungen, seinem Alter und seinem Unglück.

Als Lies das Geschäft verließ, verabschiedete sie sich von Allen, nur nicht von mir.

Walter war jetzt oft mit ihr zusammen, und sie kostete ihm Unsummen. Ob Eugen noch mit ihr verkehrte, konnte ich nicht erfahren.

Wochen und Monde vergingen, meine Militärzeit rückte immer näher. Schon begann meine fürsorgliche Mutter, Wäsche und Strümpfe für mich zu beschaffen, damit es mir an nichts fehle. —

Als ich eines Abends nach Hause kam, saß Louise am Fenster und weinte.

„Louise, Du siehst doch heute so schlecht aus, was weinst Du denn schon wieder?“

„Ach, Georg, sag' mir doch 'mal, wann war es denn, wo Du ihn das letzte Mal gesehen hast?“

„Vor zirka sechs Wochen, da ging er da drüben in die Gäddestillation. Er sah mich noch mit solchem stieren — nimms mir nicht übel — verstoffnen Blick an. Ich weiß nicht, ob er mich erkannt hat. Hast Du wieder mal was von ihm gehört?“

Louise schluchzte heftig.

„Ja, ich bin — heute draußen — im — Friedrichshain — gewesen. Vor vier Wochen ist er — gestorben. — Donnerstag — vor — vier Wochen.“

„Der arme Mann! Gott hab' ihn selig! Du mußt bedenken, er war leider immer krank und verkrüppelt. Wenn er gesund und bei Verstand gewesen wäre, hätte er Dich gewiß besser behandelt. Er konnte doch eigentlich nichts dafür, daß er verrückt war!“

„Ach Gott — ich trage — ihm — ja — auch — jarnichts — nach. — Nur — daß ich ihn — nicht — besser — behandelt habe. Nicht — mehr — für — ihn — jesorgt — habe, — daß — er so — ganz — allein — je — stor — ben — ist.“

„Aber, Louise, sieh doch 'mal! Du hast doch Dein Möglichstes gethan. Du brauchst Dir wirklich keine Vorwürfe zu machen. Du hast ihn gepflegt, wenn er krank war, hast für ihn gearbeitet, hast Alles gethan, was Du nur thun konntest. Wenn er aber in geistiger Unmacht Dein Leben bedroht, kann Du unmöglich mit ihm länger zusammen sein. Niemand kann das von Dir verlangen, Niemand! Du hattest ganz Recht, daß Du von ihm weggegangen bist. Andere hätten nicht so lange ausgehalten!“

Louise antwortete nicht. Ich ging und ließ sie sich answeinen.

„Du, Mutter, weißt Du schon? Bergemann ist gestorben.“

„Ach! So, na hm! Ihm ist wohl und ihr ist noch wohler.“

„Sag' das nicht, Mutter, Louise scheint ganz untröstlich.“

„Ach, laß sie nur, das giebt sich! Gewöhnliche Leute haben gar kein so tiefes Gefühl.“

„Unbedingt ein fraglicher Punkt. Die Gefühle der gewöhnlichen Menschen sind natürlicher als unfer; denn sie sind nicht durch fremde Einflüsse verfälscht.“

*

„Herr Gott, Mutter, Louise ist krank! Sie ist draußen in der Küche in Ohnmacht gefallen. Eifrig-äther ist links in meinem Fach; — ich lauf zum Doktor.“

„Ach, es wird schon nichts Schlimmes sein! Sie müßte ein bißchen Eisen nehmen, dann giebt es sich wieder.“

*

Mit schwerem Herzen rückte ich nach München zum Militär ein; denn meine beste Freundin war gestorben, und meine Liebe war todt.

* * *

Als ich nach zwei Jahren — ein Jahr war ich noch im Ausland in Stellung gewesen — zurückkehrte, trat ich sofort als Buchhalter in ein Geschäft ein.

*

An einem der nächsten Tage kam ich Abends müde nach Hause und warf mich auf das Sopha. „Du, Georg, da liegt ein Brief für Dich,“ sagte Mutter. — „Er scheint von einer Dame zu sein.“ Ich erschrak.

„Ist er aus Brüssel?“

„Vater?! So etwas konnte mich noch glücklich machen!“

„Nein, er ist von hier!“

Verehrter Herr!

Verzeihen Sie, wenn eine Unbekannte sich an Sie wendet, aber um Himmelswillen haben Sie Mitleid mit einer armen, unglücklichen Mutter, die daran ist, ihr Liebstes für ewig zu verlieren.

Ich bitte Sie, morgen Abend, sobald es Ihre Zeit erlaubt, zu mir zu kommen. Dort werden Sie das Nähere erfahren, welches ich nicht dem Papier anzuvertrauen wage. Sie sind noch meine einzige Hoffnung, und wenn auch Sie mich im Stiche lassen würden, wüßte ich nicht mehr ein noch aus.

Ihre Ihnen ewig dankbare

Henriette Sasse.

Ja, was war da mir vorgefallen? Was wünschte Eugens Mutter von mir?

„Du hast doch auf einmal die Farbe gewechselt; was ist denn los?“

„D nichts, nichts!“

„Da brachte mir meine Schwester eine Postkarte.“

„Da, die ist eben für Dich gekommen.“

„Oder Junge!“

Leider ist es mir nicht möglich auszugehen. Besuche mich 'mal!

Dein Walter Schneider.

Straße 24 d No. 14 Rückgebäude III.

Ich begab mich sogleich zu ihm.

Es war draußen am äußersten Ende der Vorstadt; in einer Straße, von der man überhaupt nicht annehmen konnte, daß dort schon Menschen wohnten. Grundlose Steige, ungenügende Beleuchtung, Bauzäune, die mich zwingen, auf der Vordschwelle zu balanciren; halbfertige Neubauten, die so todt, reglos und finster ausschauen wie tausendjährige Ruinen.

Wie ausgestorben! Kein Dienstmädchen, das in kleinen Schuhen und mit weißer Schürze, den Korb am Arm, an mir vorübertrippelt, kein Wagenrasseln, kein Kinderlärmen! Nur manchmal schlürft ein Bauwächter in bidem Schafpelz, eine Laterne in der Hand, an mir vorüber, oder fährt ein bleffender Köter wie rasend gegen den Zaun, der mich von ihm trennt.

Eublich fand ich das Haus.

Es war fast noch unbewohnt. Ueberall schwarze Fensterhöhlen; nur eine Destillation war erleuchtet, aus der das Schreien trunkenen Arbeiter tönte. Mißmuthig zuckten die Gasflammen auf dem holprigen Hof und verbreiteten so wenig Helligkeit, daß ich beinahe in einen Stalkhaufen gefallen wäre.

Nun noch durch einen hohen, dämmerigen Thorbogen. Wieder ein Hof, wieder zuckende Gasflammen und Schutthaufen, und dann ein Rückgebäude.

Wie konnte man sich nur hier einmieten?

Ich stieg drei Treppen hinauf. Kein Schild, kein Name zu lesen. Ich klingelte auf's geradewohl auf einer Seite. Nach einer Minute hörte ich eine brummige Weiberstimme:

„Wer ist da?“

„Möchte Herrn Schneider sprechen.“

„Ist nicht zu Hause.“

„Er hat mir geschrieben, ich solle kommen.“

„Werde 'mal nachsehen, ob er da ist.“

Dann kam sie wieder und öffnete. Es war stockdunkel.

„Gleich die zweite Thür, Sie werden schon finden.“

Und damit war das Weib verschwunden.

Ich tappte, bis ich eine Klinke fand und öffnete die Thür. Das Zimmer war dunkel.

„Walter!“

„Ja — ach — Georg! Guten Abend!“

„Aber Walter, was bist Du denn hier im Dunkeln?“

(Fortsetzung folgt.)

2

Das tolle Jahr von Erfurt.

Historische Skizze von Friedrich Thieme.

Das tolle Jahr von Erfurt — so lautet der historische Titel für eine Tragödie, welche eins der merkwürdigsten Beispiele einer Stadtrevolution zum Gegenstande hat, die wir kennen. Wenn auch naturgemäß in der in Betracht kommenden Zeit — den Jahren 1509/10 — noch

nicht von bewußten Zielen der Menge die Rede sein konnte und der ganzen Bewegung aus demselben Grunde ein vielfach unreifer, barbarischer, recht mittelalterlicher Charakter aufgeprägt ist, so bietet sie doch in ihren Ursachen und Erscheinungen in mancherlei Hinsicht eine eigenthümliche Ähnlichkeit mit den großen und allgemeinen Erhebungen späterer Jahrhunderte, die ihr die Beachtung und das dauernde Interesse aller Geschichtsfreunde sichern muß. Klarer als irgendwo anders offenbaren sich dabei in diesen Ursachen jene Beweggründe, welche die materialistische Geschichtsauffassung für die Entwicklung der Völker überhaupt nachgewiesen hat, und der geehrte Leser wird dieselbe auch aus der nachfolgenden gedrängten Darstellung ohne Weiteres herausfinden.

Die Stadt Erfurt selbst — zur Zeit 70000 Seelen stark — beansprucht nicht nur durch ihr ehrwürdiges Alter und die bedeutsame Rolle, die sie mehrfach in der großen Landesgeschichte spielte, sowie durch ihre interessante Chronik überhaupt eine weit über ihre jetzige Ausdehnung und Stellung hinausgehende Theilnahme, sondern sie erscheint uns auch heute noch als eine im höchsten Grade interessante, charakteristische Stadt, deren Bedeutung für sozialdemokratische Leser noch dadurch gesteigert wird, daß sie dem dort in den Tagen vom 14. bis 20. Oktober 1891 festgestellten neuen Programm der Sozialdemokratie den Namen gegeben hat. Aus der vorhistorischen Dunkelheit — der grauen Dämmerung der deutschen Geschichte — tritt sie erst um die Zeit des Bonifazius, der ihr den Charakter eines Bisthums verlieh, das später dem Erzbisthum Mainz einverleibt wurde. Die günstige Lage im Herzen Deutschlands zeigte sich der Entwicklung der Kommune unerwartet günstig, sie gelangte bald zu Macht und Ansehen. Karl der Große ernannte sie zum Stapelplatz, Ludwig der Deutsche hielt 852 einen Reichstag in ihr ab, 1181 wurde wiederum auf einem hier abgehaltenen Reichstag ein Kreuzzug beschlossen, 1289 wählte sie Rudolph von Habsburg zum Schauplatz seines Strafgerichts über den raubfüchtigen Adel — kurz, die deutschen Könige bewiesen der Stadt ihre Gunst bei jeder Gelegenheit, verliehen ihr Privilegien und Schutzbriefe, sodas Erfurt zuletzt beinahe den Charakter einer freien Reichsstadt, wenn nicht erhielt, so doch behauptete, der nur durch die beständige Wäharbeit zweier Mächte immer von Neuem beunruhigt und schließlich, da stetes Tropfen den Stein höhlt, untergraben wurde.

Diese feindlichen Mächte, die seltsamerweise auf einander feindlich gesinnt waren, weil sie Rivalen in ihrem Bestreben geworden, die berühmte Stadt ihrer Botmäßigkeit zu unterwerfen, waren das Erzbisthum Mainz und die sächsischen Landesherren. Beide hatten es verstanden, sich in der Stadt auf Grund zweifelhafter Besitztitel festzusetzen. Mainz leitete aus der kirchlichen Zugehörigkeit, mit der die Regierungen in solchen Angelegenheiten manchmal auszeichnenden Weitherzigkeit, sehr bald gewisse Erbrechte auf Erfurt ab, die sich schnell genug in den Anspruch auf Landeshoheit ver wandelten, die sächsischen Herren hatten einige spezielle Rechte, wie die Schirmvogtei über ein Stift, an sich gebracht, außerdem hatte die Stadt in bedrängten Zeiten mehrfach ihren Schatz in Anspruch genommen und dafür Schutgeld gezahlt, Vorgänge, aus denen die edlen Herren natürlich ebenfalls im Laufe der Zeit die weitgehendsten Rechte ableiteten. Die Erfurter Bürger zeigten indessen nicht die geringste Lust, sich von Mainz oder Sachsen „verschluckt“ zu lassen, sie trugen den höchsten Stolz auf ihre Unabhängigkeit zur Schau: durften doch ihre Bürger vor kein auswärtiges Gericht gefordert, sondern nur von den eigenen städtischen Gerichten abgeurtheilt werden.

Es versteht sich, daß die nach dem Besitz der ehrwürdigen Stadt lüsternden Fürsten in derselben ihre bezahlten, stets gegen einander und die Gemeinde agitirenden Anhänger unterhielten — agents provocateurs in mittelalterlicher Ausstattung. Es versteht sich ferner, daß sie der Stadt nöthigen Falles bereitwillig Geld vorschossen, weil der Umstand der Gläubigerschaft ihnen bequeme Mittel an

die Hand gab, ihre Rechte zu erweitern und die Gemeinde von sich abhängig zu machen. Trotzdem behauptete Erfurt bis in das 15. Jahrhundert hinein den Ruf einer mächtigen und auch finanziell blühenden Stadt. Wie Herr Karl Meintz in Arnstadt, dessen ausführlicher Darstellung des interessanten Ereignisses wir die historischen Facten unserer Skizze entnehmen, hervorhebt, vermehrte die Stadt nach und nach ihren territorialen Besitz um die Herrschaft Stotternheim, die aus 15 Dörfern bestehende Grafschaft Wieselbach und das Amt Kapellendorf mit 13 Dörfern, ferner begründete sie ihre altberühmte Unversität und repräsentirte durch stolze Bauwerke ihre Macht und den Reichtum ihrer Bürger. Wie die Stadt ungeachtet alles dessen in verhältnißmäßiger Zeit tief verschulden konnte, ist nicht begreiflich, oder vielmehr es ist nur erklärlich durch eine langjährige, gewissenlose Mißwirtschaft des Magistrats und der Gemeindeverwaltung, die natürlich fast ausschließlich in den Händen der Patrizier war. Möglich, daß die so zahlreichen feindlichen Einflüssen ausgesetzte Gemeinde erhebliche Opfer für die Abwehr der häufigen Angriffe auf ihre Selbstständigkeit bringen mußte — andererseits steht indessen auch fest, daß die Häupter der Gemeinde schlecht gewirtschaftet, auf Kosten des Bürgerfäkels kostspielige Repräsentationspflichten — das heißt natürlich eingebildete oder vorgepiegelte „Pflichten“ — wahrgenommen, prachtvolle Feste veranstaltet und auf noch andere Weise das Geld der Stadt todtgeschlagen haben. Die Verfasser der Chroniken beschuldigen den Rath ganz offen der Verschwendung und der Trunksucht. So ließ derselbe unmittelbar nach dem großen Brand von 1472 — wie Hartung in seiner Erfurter Häuserchronik berichtet — ein Festpreisschießen aus schreiben und den durchreisenden Fürsten kostbare Geschenke machen; 1496, wo die Höhe der Schulden eine ungeheure war, gab er den Fürsten ein prachtvolles Turnier auf dem Ager. Bereits seit 1478 arbeitete der Magistrat mit Unterbilanz, die Stadt hatte über 500 Gläubiger, denen sie bis 7 1/2 Prozent Zinsen zahlen mußte, die im Jahre 1509 den Betrag von 32 494 Schock (etwa 240 000 Mark) erreichten, während die Gesamtsumme diese Summe um kaum 8000 Mark überschritt. Sonderbarer Weise

sind alle Dokumente und Rechnungen aus jener Zeit beseitigt worden, und die aus vorhergehenden Jahren erhaltenen befinden sich in einem Zustande grenzenloser Verwirrung und Unordnung. Der Rath machte, was ihm gefiel; die Vierherren, eine Art Tribune, welche die Rechte des Volkes im Rath wahrzunehmen hatten, steckten mit den Patriziern unter einer Decke. Immer unhaltbarer wurden die Zustände, und die öffentlichen Lasten mögen wohl ebenfalls nicht gering gewesen sein. Schließlich wurde es so schlimm, daß die Bürger sich nicht mehr vor die Thore wagen konnten, weil die Mannen der Gläubiger sie abfangen, um sie als Geiseln zu behalten. Da gestellte sich der längst herrschenden Unzufriedenheit mit der Verwaltung noch Forn und Haß zu, vor allem der Obervierherren der Stadt, Heinrich Kellner, eine autokratische und anmaßende Natur, war der Bürgerschaft ein Dorn in den Augen. Als es nun vollends gar hieß: Kellner habe eigenmächtig das Amt Kapellendorf an Kurachsen verpfändet, da kannte die Wuth der Bürger keine Grenzen. Jetzt endlich wurden sich die Herren des Rathes der Gefahr der Situation bewußt, sie zogen eine Anzahl Vertreter der Bürgerschaft zur Berathung über die mißliche Lage heran, eine Maßregel, die im Kleinen etwa derjenigen der Einberufung der Reichsstände bei Beginn der französischen Revolution gleichkam. Die Stadthäupter huldigten der wunderlichen, aber ihresgleichen vielfach eigenthümlichen Ansicht, die einberufenen Vertreter sollten ihnen nur Mittel zur Beseitigung der Finanzkrise an die Hand geben, im Uebrigen jedoch sich jeder Einmischung in die städtischen Angelegenheiten enthalten. Damit zeigten sich die Deputirten jedoch keineswegs einverstanden, sie begehrten vielmehr klaren Einblick in den Stadthaushalt. Der Rath legte hierauf das niedererschlagene Geständniß ab, daß die Stadt mit einer Schuldenlast von 600 000 Gulden behaftet sei. Diese Enthüllung rief eine ungeheure Aufregung in der Stadt hervor. Die empörte Menge sammelte sich um das Rathhaus, einzig das Versprechen der Vierherren, daß eine Untersuchung der ganzen Angelegenheit stattfinden solle, vermochte sie zu beruhigen. Die Deputirten verlangten nun die Ablegung einer 30-jährigen Rechnung, was von dem

Rathe mit dem Bemerken zurückgewiesen wurde, „es habe ja alljährlich ein Rath dem andern Rechnung abgelegt und sei daher keine weitere Rechnung vomnöthen.“ Dagegen erfüllten die Stadthäupter aus Furcht vor der Rache der Bürger deren Verlangen, die Schlüssel zu den Stadthoren und der Curia burg anzuliefern, worauf bewaffnete Volkshaufen die Wälle und die Burg besetzten. Trotzdem damit die Gewalt in die Hände der Bürgerschaft übergegangen war, wäre vielleicht noch eine friedliche Beilegung der Differenzen möglich gewesen, wenn der Rath den ersten Willen gehabt und es nicht den Bürgern an einsichtsvollen Leitern gefehlt hätte. So aber hoffte der Rath auf Hilfe von Sachsen, während zahlreiche Bürger eine Gesandtschaft nach Mainz schickten; dabei intrigirten alle Parteien gegen einander und jeder der beteiligten Staaten suchte im Trüben zu fischen. So mußte es mit Nothwendigkeit zur entscheidenden Katastrophe kommen. Was für die Franzosen der Sturm auf die Postille war, das war 400 Jahre früher für die Erfurter der Sturm auf die Rathsversammlung. Die Deputationen der Handwerker und Viertel, gefolgt von großen Jüngen Bewaffneter, erschienen im Rath. Ihr Sprecher wandte sich kühn an den Obervierherren Heinrich Kellner mit der Frage: „Ist es wahr, daß Kapellendorf verkauft ist und daß Ihr es ohne Wissen und Genehmigung des Rathes und der Gemeinde verkauft habt?“ Darauf erwiderte Kellner stolz: „Das sagen schlechte Leute, daß ich das gethan habe,“ und fügte die Bemerkung hinzu, „was sie denn eigentlich unter der Gemeinde verstanden?“ Als man ihm erwiderte: „Die gesammte Bürgerschaft“, erhob sich der Obervierherren, schlug sich an die Brust und rief stolz: „Hier steht die Gemeinde!“ Wer denkt hierbei nicht des berechtigten Ausrufs des vierzehnten Ludwig: „L'état c'est moi“ (Der Staat bin ich)? Der herrschsüchtige Monarch hatte also einen Vorläufer in Heinrich Kellner, dem Obervierherren von Erfurt, sein stolzes Wort ist für die Geschichte kein Original mehr. Nur zog für ihn die Aeußerung nicht so schwere Folgen nach sich, wie für Kellner, der sich in jenem Augenblicke sein Todesurtheil sprach. (Equis folgt.)



Scherzo. (Zu unserem Bilde.) Der Frühling sibt im Gras und bläst die ersten, weichen Melodien der erwachenden Natur. In den dünnen, noch spärlich belaubten Zweigen zwitschern die Waldvögel und üben sich ein für das Mousire-Konzert im Sommer. Freund Langbein steht daneben, in ewiger, unveränderlicher Ruhe und Schlafsucht. Er hört nichts von dem Scherzo des kleinen Naturgottes, nichts von den schättesten Improvisationen der Freijäger. Ihm hat der Winter noch viel zu kurz gewährt und halb wachend, halb schlafend, denkt er über die Ungerechtigkeiten in der Welt nach: man hat doch wahrhaftig niemals Zeit, sich so recht nach Herzenslust auszuschlafen. Und allmählig fängt doch wieder der Hunger sich zu regen an, der leidige Hunger, und ob man will oder nicht — dann muß man sich bewegen. Wie gut es doch die Schildkröten haben, und die Varen und all das Thierzeug, das den ganzen, vollen, schönen Winter durchschlafen kann! Warum leben die unter ökonomisch besseren Bedingungen? Und Freund Langbein zieht das eine Bein empor, blinzelt mit entrüsteten Augen umher und denkt: ob der Bub dort wohl bald sein Getutze einstellen wird. Das seht gerade noch, daß man förmlich aus dem Schlaf posant wird! — Aber der Bub jubiliert weiter und der Frühling, der Frühling läßt sich nicht verschlafen, selbst von dem konservativsten aller Vögel.

Alein auf der Welt. (Zu unserem Bilde.) Jugend und Alter, Kind und Greis sind es, die das Schicksal hier zusammengeführt hat — beide allein auf der Welt — auf jener Welt, die vor der Einen schon die Forts bald schließen wird, die vor der Anderen noch verschlossen steht und dunkel. Was sie Jener gebracht hat — es ist Alles vorbei und allein ist sie zurückgeblieben, die Alte mit dem weißen Haar und dem gebogenen Rücken. Und

sinnend sibt die Junge da und träumt in ihrer Verlassenheit von Dem, was ihr die Welt einst bringen wird — bis auch sie dereinst zurückbleiben wird, sorgen-gebeugt und müde — und allein.

Der naturwissenschaftliche Beobachter.

In der „Deutschen med. Wochenschrift“ erinnert Dr. Bardeleben (Wochum) an ein altes Heilmittel bei Brandwunden, von dessen Wirksamkeit er sich bei einem achtjährigen Gebrauche überzeugen konnte. Ich mache davon Mittheilung, weil seine Anwendung so einfach ist, daß es selbst der Laie ohne jede Gefahr in Abwesenheit des Arztes benützen kann. Es ist im Handel desinfectirt und zugerichtet unter dem Namen „Brandbinde“ zum sofortigen Gebrauche zu haben, ein Wisamthamylumverband. Wenn Blasen vorhanden sind, müssen sie vor Anlegung der Binde entfernt werden. Die Desinfection der Wunde kann im Nothfalle fortbleiben. Ueber die Binde, die man sechs bis sieben Tage liegen lassen kann, werden noch ein bis zwei Lagen entfetteter Watte gelegt. Hippocrates.

Schnitzel.

Auf einen Pharisäer.

Er hat keinen silbernen Vössel gestohlen,
Er stand noch niemals vor Gericht,
Und dennoch sag ich unverhohlen:
Er ist ein ganz gemeiner Wicht.

G. Glettschen.

Einem Suchenden.

Suchst Du das Glück? Ach, es ist nur des Zufalls
schönere Hälfte,
Aber der Zufall hört auf den Namen Entschluß.
G. Gopsen.

Gegner.

Jag das, was nur der Ruthe werth,
Mit Wipen und Epigrammen,
Doch ist Dir ein würdiger Gegner bescheert,
Schlag drein mit guter Gedanken Schwert,
Und Wunden gieb, nicht Schrammen.
Avenarius.

Vergebens predigt ihr den Wilden,
Es gilt erst die Gebildeten zu bilden.

„Ich wollt, es gäb keine Armen und Reichen“ —
„Sie sind also Sozialist“ —
„Daß die Brüder sich lieben als Ihresgleichen“ —
„Aha, Sie sind ein Kommunist.“

Wie sie nur siegten bei Marathon,*
Es ist den Wandern gleich,
Ohne — Monturkommission
Und ohne Zapfenstreich.

* Bei Marathon besetzten (490 v. Chr.) die alten Griechen als Vorkämpfer europäischer Gerechtigkeit die Perser und den orientalischen Despotismus.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Dst. 14, richten.